

Replik das beliebte „Argumentations“-Muster geärgert, dem Diskussionspartner (also mir) eine bestimmte Praxiserfahrung abzusprechen. Natürlich bin ich kein Gemeindepfarrer. Aber sind 20 Jahre Praxis mit Basisgruppen, Therapie- und Selbsterfahrungsgruppen, Gemeindeberatung und Supervision von Pastoralarbeitern keine für den Gegenstand relevante Praxis? Und ist der Unterschied zwischen der Arbeit in der „Kirche von unten“ und der Friedensbewegung wirklich so groß, Ferdi? Mir geht es weniger darum zurückzuschlagen; was mich interessiert: Was bedeutet die emotional-aggressive Dimension unserer Kontroverse? Ein verkappter „Klerikerstreit“, wer es mit „denen unten“ am besten kann? Die alte Rivalität im Sinne von Mk 9, 34? Darüber würde ich gerne weiter nachdenken, um vielleicht eine wichtige *theologische* Wurzel der Kontroverse noch offenzulegen.

Die radikalste *theologische* Herausforderung in der jüngsten Diskussion um die Basisgemeinden stellt für mich die These des brasilianischen Theologen Rogério de Almeida Cunha dar, Prozesse der Gemeindebildung im dialektischen Zusammenhang mit Prozessen der Vergesellschaftung des Arbeiters durch die Lohnarbeit theologisch zu reflektieren und in dieser Dialektik den Denkanatz für das Wesen und Geheimnis christlicher Gemeinde zu suchen⁷. Dieser Denkanatz grenzt sich damit von jenen theologischen Versuchen ab, die das „Leitbild“ von Gemeinde deduktiv zu gewinnen suchen, sei es durch „Abbildungen“ von Trinitäts-„Urbildern“ oder durch die „retrospektive Utopie“ der Frage nach der „Urgemeinde“ (die ja bekanntlich die Differenz von „realer“ und „idealer“ Gemeinde ihrerseits schon bewegte). Vielmehr nimmt er empirisch-gesellschaftliche Phänomene und Prozesse als „Reich-Gottes-Arbeit“ konsequent ernst. Damit aber konfrontiert er sowohl unsere Denkgewohnheit, „Gemeinde“ nur im („religiösen“) Kontext Parochie zu orten, wie auch unsere (womöglich durch zeitgenössisch-narzisstische Strömungen verstärkte)

„Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies“, d. h. die Projektion von unbewußten symbiotischen Wünschen auf „Gemeinde“ mit der Frage nach dem Verhältnis von Gemeinde und Reich Gottes, das „mitten“ in dieser Welt anbricht. Angesichts dieser Frage scheint mir der Kompetenzstreit, wer denn nun die bessere Konzeption von Gemeinde hat, wenn wir uns denn wie in Mk 9, 34, dabei ertappen, Anlaß zu vertiefterem Nachdenken zu sein.

Leider ist diese theologische Fährte in der Diskussion nicht weiter verfolgt worden. Das gilt auch für die mir wichtige Differenz von „Sozialform“ und „Praxisform“⁸, die m. E. den nicht-banalen Aspekt der Parochie-Kritik anvisiert: daß „Parochie“ eben auch ein anderes Wort für volkskirchliche Praxis „vor Ort“ ist, deren Aporien sich nun doch – auch im Vergleich zur vorangegangenen Phase der Diskussion um Volkskirche versus Gemeindekirche in den 60er und 70er Jahren – dramatisch zugespitzt haben.

Ich hoffe und wünsche mir, daß die Diskussion weitergeht, argumentativ und streitbar-emotional.

Praxis

Lothar Kuczera

Besuchsdienste einer Großstadtgemeinde

Auf einem Symposium des Beirates der deutschsprachigen Pastoraltheologen Ende Juni 1988 wurde auch ein Bericht über Besuchsdienste in Dresden gegeben. Was hier in einem gewaltigen Neubauviertel einer DDR-Großstadt unternommen wurde, mag andere Gemeinden ermutigen. Ähnliches zu versuchen, damit möglichst viele Menschen erfahren, daß es Christen gibt, die in Gemeinden leben und von Gemeinden aus ihre Dienste und die „gute Botschaft“ anbieten. Der bereits in Leipzig publizierte Bericht wurde vom Autor für dieses Heft ergänzt.* red

⁷ Vgl. R. de Almeida Cunha, Prozesse der Gemeindebildung in der Perspektive der brasilianischen Arbeiterpastoral, in: J. B. Metz – P. Rottländer (Hrsg.), Lateinamerika und Europa. Dialog der Theologen, München – Mainz 1988, 91–106.

⁸ Vgl. Diakonia 1988, Heft 2.

* Pastorale Kommunikation, hrsg. v. G. Friemel – N. Schender, Leipzig 1985.

Bericht und Reflexion

Fünf Jahre haben wir, eine Gruppe von etwa 25 Männern und Frauen aus der katholischen Gemeinde St. Petrus in Dresden-Strehlen, immer mit den fast gleichlautenden Worten an den Türen der Bewohner der damals entstehenden Neubaugemeinde Dresden-Prohlis gestanden: „Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, mein Name ist . . . ; ich komme aus der hiesigen katholischen Gemeinde. Gestatten Sie, daß ich Sie ganz kurz einmal besuche?“ Die Reaktion der Besuchten reichte von einem kurzen „Nein, danke!“ über ein erstauntes Nachfragen: „Ja, was wollen Sie denn?“ bis zur mehr oder weniger freundlichen Einladung, in die Wohnung einzutreten. In all den fünf Jahren dieses Besuchsdienstes wurde niemand aus dem Haus gewiesen. Wir haben buchstäblich an jeder Tür geklingelt, oft zu wiederholten Malen, bei allen Wohnungen dieses 35.000 Einwohner zählenden neuen Gemeindeteils. In unzähligen verschiedenartigen Gesprächen haben wir Erfahrungen nicht zuletzt für unser eigenes Glaubensverständnis gesammelt, die kaum einer von uns heute missen möchte, da sie von einer Art sind, die sich mit niedergeschriebenen Worten gar nicht ausdrücken lassen. Nach einer etwa ein Jahr dauernden Mühe und einem immer neu aufkommenden inneren Druckgefühl wich die Last mehr und mehr der fast neugierigen Freude, wie es nun an diesem Besuchabend neu werden würde.

Wie alles begonnen hat?

Mit der Tatsache, daß in diesen neuen Gemeindeteil auch viele Katholiken ziehen würden, mußten wir uns im Pfarrgemeinderat vertraut machen. So beschlossen wir, diese Neuzugezogenen zu besuchen. Auf je persönliche Ansprache hin hatten wir bald 25 Personen beisammen, die bereit und auch fähig waren, bei dem Unternehmen mitzumachen.

Schon nach kurzer Zeit stellten wir fest, daß das Meldesystem des Pfarrsteuerverbandes in Dresden recht gut funktioniert, denn wir begegneten kaum nicht gemeldeten Familien, konnten allerdings dem evangelischen Pfarrer von Prohlis viele Namen und Adressen von evangelischen Gläubigen mitteilen.

– Damit sei auch gesagt, daß dieses Unternehmen nur von unserer Gemeinde aus getragen wurde. Wir standen nun vor der Frage, sollen wir nach der Kartei unsere Besuche relativ schnell zu Ende bringen oder beim begonnenen Stil bleiben? Wir beschloßen in der Gruppe mit großer Einhelligkeit, bei diesem begonnenen Unternehmen zu bleiben. Dazu brauchten wir natürlich eine neue Motivation. Wir entschlossen uns in den drei Gruppen für das Weitermachen mit dem Vorsatz, einfach vor allen hier wohnenden Einwohnern mit diesem persönlichen Besuch Kirche und Gemeinde im speziellen präsent zu machen, sei es gelegen oder ungelegen.

Wie lief so ein Besuchsdienst ab?

Wir bildeten drei Gruppen: zwei davon trafen sich etwa alle drei Wochen montags um 17 Uhr, eine Gruppe – auch im Drei-Wochen-Abstand – samstags 9 Uhr. Der Pfarrer ging bei allen drei Gruppen mit und war somit ständig unterwegs. Wir trafen uns in Prohlis in einer Neubauwohnung bei einer katholischen oder evangelischen Familie, aber später auch bei ungläubigen Familien, wenn diese sich nach Anfrage des Pfarrers dazu bereit erklärt hatten. In der ersten halben Stunde wurden die Besuchsaufträge nach Hauseingängen an die einzelnen Teilnehmer verteilt. Diese gingen dann anfangs zu zweit, später immer allein, da dann die Gewähr, in die Wohnung eingelassen zu werden, größer war. Nach dem organisatorischen Teil hielten wir eine Viertelstunde lang ein Schriftgespräch (in Anwesenheit der Gastgeber), beteten ein Sendungsgebet und gingen dann „vor Ort“. Nach etwa 1½ Stunden kehrten alle einzeln, so wie es zeitlich einzurichten ging, in die Gastgeberwohnung zurück. Wenn dann alle wieder beisammen waren, was bisweilen recht lange dauerte, wurde miteinander das Unternehmen besprochen. Jeder erzählte von seinen Erfolgen und Niederlagen und vor allem von besonderen Erlebnissen. Diese Runde ließ am Ende jeden mit seinem „Schicksal“ versöhnt sein. Abgeschlossen wurde der Abend mit einem meist wunderschönen Abendbrot der Gastgeber, das sie uns ohne Aufforderung dazu fast immer bescherten, auch das war eine sozusa-

gen neue „apostolische“ Erfahrung. Gegen 20 Uhr oder 20.30 Uhr verließen wir die jeweiligen Gastgeber, die es in der Regel zweimal hintereinander waren; damit sie nicht über Gebühr belastet wurden, haben wir uns dann neue gesucht und sie auch immer gefunden.

Was haben wir vorgefunden?

Nach den Erfahrungen von fünf Jahren kann man, grob ausgedrückt, sagen, daß 80% der Besuchten angaben, mit der Kirche und dem Glauben nichts mehr zu tun zu haben, wobei sehr häufig betont wurde, daß dennoch die Kirche ihnen interessant und achtunggebietend erscheine. Sie betrachteten sie als recht museal und von historischem Wert, konnten sich aber mit ihren Lebensformen nicht identifizieren, weil sie ihnen fremd und nicht mehr zeitgemäß erschienen; sie fühlten sich nicht von der Kirche angenommen. (Oft wurde gesagt, die Kirche habe sich ja um sie nicht gekümmert und wollte immer nur rechtzeitig die Kirchensteuer kassieren.) Es wird eindeutig eine „Service-Kirche“ erwartet; man fühlt heute diesen Service nicht mehr und kümmert sich deshalb um alles selber. Deshalb werden die unverständene Liturgie und die unverständenen Verpflichtungen des kirchlichen Lebens als Last empfunden, die aber recht leicht und problemlos (ohne Zorn) abgetan werden kann. Viele sagen, die Sache mit der Kirche habe sich für sie im Laufe der Jahre einfach überlebt, ohne daß sie es eigentlich gemerkt hätten.

Wenn es allerdings in etwa 30% aller Gespräche glückte, daß wir auf normale Lebensprobleme wie Ehe, Familie, wirtschaftliche Interessen, Wohnung, kulturelle und soziale Fragen der Infrastruktur in diesem gerade entstehenden neuen Lebensraum zu sprechen kamen, und wenn wir dabei unsere Gemeindeangebote erläuterten, war bisweilen Erstaunen zu merken, daß „Kirche“ sich auch darum kümmert. Vielfach herrscht die Vorstellung des abgeschirmten kultischen Geschehens von Kirche vor. Es sind z. B. Klischeevorstellungen vom Bild eines Pfarrers oder einer Gemeinde vorhanden, die wie eine Barriere wirken und fast „gepflegt“ werden, damit man sich selber als Befreiter von diesem Zwang fühlen kann. Das Erstaunen

über die neu erlebten Möglichkeiten des Christseins erscheint uns echt; das war ein entscheidender Grund für unser Durchhalten, denn kaum einer hielt es für möglich, daß wir ihn „nur“ besuchen wollten zum Vorstellen und nichts von ihm haben wollten.

Wir waren überrascht, mit welchem eigentlich nicht begründbaren Vertrauensvorschuß wir bedacht worden sind. Denn wie sollten wir uns als tatsächlich von der Kirche Kommende ausweisen? Wiederholt bekamen wir zu hören: „Bitte, kommen Sie mal wieder vorbei.“ Das haben wir allerdings nur in ganz wenigen Fällen getan; das ist schade, aber unsere Kräfte reichten dazu nicht aus.

Eigentliche Bekehrungen, wenn man das so nennen darf, gab es auch. Diese sind von der Zahl her völlig unbedeutend, für die Erfahrung des eigenen Glaubens aber waren sie wichtig, und wer so etwas erleben durfte, war sehr dankbar.

Es bleibt noch von den übrigen 20% der besuchten Einwohner in Prohlis zu berichten. Von diesen ist der größte Teil (18% der Besuchten) evangelisch; die Mehrzahl von ihnen (11% der Besuchten) wünschte nicht, mit Namen und Adresse zur evangelischen Ortsgemeinde zu gehören.

2% der Besuchten waren Katholiken, etwa zwei Drittel von ihnen freuten sich, durch den Besuch Kontakt zur Gemeinde gefunden zu haben. Von diesem Anfang her hat der größte Teil eine neue Nähe zur Gemeinde gefunden.

Es sei noch bemerkt, daß wir unter der Regie der Besuchsdienstgruppen in der Zeit der Besuche zwei sogenannte „Prohlis-Tage“ in der Gemeinde veranstalteten, damit sich die Katholiken von Prohlis näher kennenlernen konnten. Zu diesen Treffen kamen natürlich nicht alle, es konnte aber ein Kern dieses Gemeindegebietes gebildet werden.

Wie soll man das alles im Rückblick werten?

Hat es sich gelohnt? Wenn wir auf die gefundenen Katholiken schauen, hat es sich sicher nicht gelohnt, an jeder Tür geklingelt zu haben, da viele schon wieder umgezogen sind. Am meisten hat es sich nach übereinstimmender Überzeugung aller Besuchsdienst-

teilnehmer für uns selbst gelohnt. Viele der üblichen Sorgen des innerkirchlichen Lebens erscheinen uns inzwischen so unbedeutend, daß wir frei geworden sind von vielen scheinbaren Sorgen des kirchlichen Lebens. Vor allem haben wir gemerkt, wie wohltuend es für den Glauben und das eigene Leben ist, wenn man als Christ sozusagen mit einem Schuß gesunder Aggressivität leben darf und auf die andern zugeht: Man merkt dann, daß die so anonym mächtige Masse der Andersdenkenden, die uns angst macht, sich in ihren vielen ganz normalen und menschlichen Gesichtern zeigt, die keine Furcht mehr einflößen. Mit schlotternden Knien haben wir 1977 begonnen und waren fast ein wenig traurig, als es im Frühjahr 1982 zu Ende ging. In Prohlis sprach man von uns; man sagte: „Die Kirche geht um, war sie schon bei Ihnen?“, das hat uns ein wenig imponiert.

Und am Ende eine Reflexion

Die Besuchsaktion liegt schon eine Weile zurück. Inzwischen sind wir dabei, alle Katholiken der Stammgemeinde nach unserer Kartei zu besuchen; das ist mühsamer, frustrierender und macht viel weniger Freude. Es wird wichtig sein, die Kraft, die wir als Gemeinde besitzen, nicht in der Selbstbewahrung zu erschöpfen, sei es in der Verwaltung, im Vollzug der oft schon unbekannteren oder altbekannten Riten, sei es im caritativen Service. Da häufen sich, ja türmen sich die Probleme. Mit einem am Anfang sicher sehr notwendigen Mut und einer wirklichen Zivilcourage – mit dem oben erwähnten Schuß gesunder Aggressivität – sollten wir uns daran gewöhnen, zu den Menschen zu gehen mit dem, was wir haben: mit Vertrauen und Brüderlichkeit. Wir werden kaum einen in unsere Kirche bekommen, da unsere Riten und Gebräuche unbekannt sind und den Menschen verunsichern, solange er sie nicht kennt; aber wir werden Gemeinschaft haben, die transparent machen kann für das Anliegen Jesu. Erst im zweiten Schritt werden wir zur Nachfolge ermuntern können und in einem noch späteren dritten Schritt daraus Kirche werden lassen im Heiligen Geist. Dazu braucht es nicht einmal ein besonderes Seelsorgerezept oder einen Pastoralplan, sondern nur etwas Mut und eine Gemeinschaft der Mutigen. Aus den drei Grup-

pen ist in den fünf Jahren kaum einer weggegangen außer denen, die aus dienstlichen Gründen verhindert waren.

Der zweite Reflexionsgegenstand ist inhaltlicher Natur. Wir haben gemerkt, wie sprachlos wir waren bei vielen Fragen, die in der Sprache unseres sozialistischen Landes nach uns selbst und nach der Kirche gestellt wurden. Unser „Kirchenlatein“ war in der materialistischen Sprachwelt schnell verbraucht, und es fiel uns schwer, Dinge des Glaubens in der Sprache der Nichtglaubenden verständlich zu machen. Das konnte offenbar geschehen, weil wir die Sache selbst nicht so genau beherrschten und nur gewohnt waren, sie im tradierten Gewand weiterzusagen.

Wir haben daraus die Folgerung gezogen, sofort, als diese Aktion zu Ende war, mit einem Glaubensseminar zu beginnen. Wer daran teilnehmen wollte, mußte sich schriftlich verpflichten, zwölf Wochen lang mitzumachen. Es haben sich 140 Teilnehmer gemeldet. Inzwischen sind es 32 Abende geworden, und das Seminar läuft weiter. Aufgrund der Kommunikation mit den Neuzugezogenen ist es zu neuer Kommunikation in der Gemeinde gekommen. Betrachtet wird – im Sinne der zweiten Woche der Exerzitien – unsere Nachfolge Jesu mit ihren Konsequenzen im Leben als Kirche (Sakramente), im Leben in der Welt (Fragen der Moral), in den Beziehungen zu unserer Umwelt und Gesellschaft. Wir sind dabei, in den abendlichen Gesprächskreisen unsere Sprachlosigkeit und unsere damit verbundene Schüchternheit abzulegen, um dem Geist Jesu den „Leib“ anzubieten, durch den er in unsere Welt kommen kann.

Wie es nach dem Besuchsdienst weiterging . . . (1985–1989)

Diese Fortsetzung will der Aufforderung entsprechen, das weitere Geschehen in unserer Gemeinde (St. Petrus, Dresden-Strehlen) nach dem Ende der Besuchsdienste im erwähnten Stadtteil Prohlis weiterzuerzählen. Um es mit einem Satz gleich vorwegzunehmen: Der im Schlußteil zum Ausdruck gekommene Optimismus hat sich nicht ganz durchgehalten.

Die Glaubensseminare und ihre Folgen

Vom Jahre 1983 bis 1985 haben wir fast unentwegt mit großer äußerer (zahlenmäßiger) und innerer Teilnahme die Quellen unseres Gläubigseins und Lebens in der Gemeinde zu erforschen gesucht, um die Sprachlosigkeit für unsere Lebensweise zu überwinden. Dabei sind wir gleich in mehrere Sackgassen gelaufen, was uns aber erstaunlicherweise nicht davon abgehalten hat, es dennoch immer wieder zu versuchen.

Zunächst erwies es sich als unfruchtbar, nach dem 12wöchigen Seminar über die Muster der Nachfolge Jesu (nach der zweiten Woche der Großen Exerzitien des Ignatius) sofort in die theologische Betrachtung der Sakramente einzusteigen. Das war zwar eine gute Hilfe für die individuelle Glaubensstärkung, trug aber so gut wie nichts dazu bei, Gemeinde aufzubauen. Ebenso erging es uns mit den erwähnten zwölf Abenden über die Nachfolge Jesu, die sich in mehr moraltheologischen Lebensmustern niederschlagen sollte. Nach einem fast schon verzweifelten Suchen nach dem weiteren Weg stießen wir auf die Gemeindemuster, wie sie in der Apostelgeschichte und den Paulusbriefen überliefert sind. Das Einfachste erwies sich wieder einmal als das am schwersten zu Findende. So begannen wir in neun Abenden, die dann wegen großer Beteiligung noch einmal für die „zweite Mannschaft“ wiederholt werden mußten, das Gemeindegemeinschaft zu halten. Das war 1985 und 1986. Dabei halfen uns sehr die Bücher von Gerhard und Norbert Lohfink.

Der „Erfolg“ dieses Unternehmens war zunächst überwältigend für alle Beteiligten. Es führte geradezu zu einer euphorischen Hochstimmung für die Zukunft. Nur wenige nüchtern Gebliedene warnten vor Rückschlägen; sie sollten recht behalten.

Zunächst gab es ein wunderbares Zusammengehörigkeitsgefühl der etwa 200 Teilnehmer, die in vielfältiger Aktivität miteinander vorangehen wollten. Spontan wurden viele Hauskreise gegründet. Die sonntägliche Liturgie gewann an Lebendigkeit, alle vier Wochen wurden nach dem sonntäglichen Hauptgottesdienst ausgedehnte Agapefeiern gehalten. Die Erfahrung der Familiarität aus dem Geiste der Nachfolge Jesu war

bestimmend. Das Schauen auf sich selber und das Wohlsein, in Gemeinde zu leben, wurde stärker, und die beabsichtigte Bereitung auf den Dienst an den Andersdenkenden geriet ins Schwanken bzw. ins Vergessen. Zum anderen Teil konnte es kompensiert werden durch das Erleben, wie das „Stadt-auf-dem-Berge-Prinzip“ aus der Verkündigung Jesu sich erlebbar machte, da wir viel Besuch bekamen und uns wohlwollend beobachtet vorkamen.

Die Ernüchterung

kam nicht mit einem Knall, eher allmählich, aber dennoch massiv. Sie war auch von vielen „Euphorikern“ geahnt worden: So konnte es einfach nicht auf Dauer bleiben. Dennoch waren die meisten auf diesen Umschwung nicht so recht vorbereitet, so daß sich einigermaßen Enttäuschung ausbreitete. Sie zeigte sich zunächst daran, daß Gerüchte ausbrachen und Verdächtigungen aufkamen, die ein Verletztsein und ein Sich-Abschirmen bedingten. Das geschah nicht feindlich oder aggressiv, sondern eher verdeckt, aber deutlich. Eine gewisse Rückkehr zur gewohnten Anonymität war unübersehbar. Eine ganze Reihe von ehemals Begeisterten, voran die am stärksten Euphorisierten, blieben ganz weg; ungefähr ein Drittel der Seminarteilnehmer gingen zumindest auf Distanz und gewissermaßen hinter das Erlebte zurück. Sie finden sich heute als Gemeindemitglieder vor, die auf Ansprechen hin zu allem schnell bereit sind sich einzusetzen, von sich her aber keine besondere Initiative entwickeln.

Gründe

dafür anzugeben ist nicht leicht, weil doch dasselbe Ereignis verschieden erlebt wurde, zumal eine Analyse bisher kaum auf breiterer Basis durchgesprochen worden ist.

Wir waren in dem schnellen Vorgang des Seminars und entzündet von der Welle der unmittelbaren Liebenswürdigkeit der Grundmuster der Gemeindebildung nach der Predigt Jesu zu wenig vom sonst üblichen Pfarreileben darauf vorbereitet und eingestellt, ganz neue Wege miteinander zu gehen. Wir hatten auch keine konkreten Vorbilder um uns herum. Die wie plötzlich aufgekommene

und auch bejahte Nähe von Brüderlichkeit im Namen Jesu ging einfach so los.

Mit der Erfahrung von den neuen Brüdern und Schwestern im konkreten Alltag in sozialistischer Gesellschaft wurden bei aller (mehr grundsätzlichen) Begeisterung die „Dornen und Kanten“ des normalen menschlichen Miteinanders von Bürgern unterschätzt. Da wir mit relativ wenig Tiefgang und Behutsamkeit vorgingen, blieb es nicht aus, daß sich erst der eine oder andere, dann immer mehr zurückzogen aus dem vorgenommenen Miteinander von neuem Gemeindeaufbau.

Übriggeblieben ist bei allen eine reale und fruchtbare, vor allem auch positiv eingestandene Er-innerung in die Tragfähigkeit unseres Glaubens an Jesus Christus in Gemeinde als Kirche vor Ort. Das ist aus fast allen und bei allen Gesprächen unüberhörbar und auch uneingeschränkt. Ebenso dürfte auch eine sensible Wachheit, vermischt mit Verlegenheit des Mißlingens, da sein, die jeden Moment zum Engagement zu nutzen versucht, zur Gemeinde zu halten und in ihr zu leben. Nur so sich herauswagen aus dem Üblichen, das ist kaum noch zu finden. Übriggeblieben ist die Mühe um das Bestehen und Intensivieren der Hauskreise; es wurde inzwischen eine Art Animatorenkreis ins Leben gerufen und geschult, um miteinander die Gesprächsfähigkeit zu üben. Die Liturgie der Gemeinde ist gewissermaßen sensibel geblieben, die Dienstgruppen sind in ihrer Anzahl gewachsen und stabilisiert.

Bedauerlich ist, daß wir den Sprung aus dem Herkömmlichen einer Pfarrgemeinde nicht geschafft haben: Es ist zu wenig Mut verblieben, ungewöhnliche und beschwerliche Lebensformen zu prägen bzw. beizubehalten, in Experimenten Gemeinde von morgen zu probieren.

Und die Leute um uns herum . . .

die wir einst aufgesucht hatten, die uns zu diesem Unternehmen indirekt animiert hatten? – Im Grunde warten sie weiter auf uns, d. h. sie warten natürlich nicht, aber wir gehen auch nicht so recht auf sie zu. Denn wir sind aus dem als zwischengeschaltet gedachten Prozeß von Gemeindebildung immer noch nicht so recht herausgekommen. Der

hat im übrigen auch mehr Kraft gekostet, als wir vermutet hatten. Allerdings darf man vielleicht ganz vorsichtig sagen, daß wir als Gemeinde selbstverständlicher, offen geworden sind für alle, die einmal so kommen. Sie werden nicht nur freundlich akzeptiert, sondern interessiert wahrgenommen. Jedes Jahr werden mehrere Erwachsene getauft, und die Kontakte zu den Andersdenkenden wurden selbstbewußter und natürlicher.

Im erprobten Stil machten wir 1988 noch einmal eine Serie der schon beschriebenen Hausbesuche in einem neu errichteten Wohnbaugebiet innerhalb des Territoriums der Gemeinde. Dabei stellten wir fest, daß, im Gegensatz zu vor etwa zehn Jahren, die Ahnungslosigkeit der Besuchten, verbunden mit einer größeren spontanen, neugierigen Sympathie, zugenommen hat, was uns die zur Zeit verpaßte Chance noch schmerzlicher erscheinen läßt.

Irgendwie treten wir auf der Stelle und wissen nicht so recht weiter. Vermutlich müssen wir noch eine Weile warten, um Atem zu schöpfen, vielleicht auch, um das Wachsende erstarken zu lassen. Das ist nicht besonders angenehm, vermutlich aber nötig; denn wenn vielleicht sogar weniger als Dreißigfaches angewachsen sein sollte, braucht das kleine Senfkorn offenbar mehr Zeit und Geduld, damit daraus ein großer Strauch werden kann. Das ist uns kein Trost, aber auch kein Alibi, wohl aber eine begründete Hoffnung.

Hejo Manderscheid

Der offene, solidarische Kindergarten – ein Testfall für die Gemeinde

Das Thema Kindergarten und Gemeinde wird in pastoraltheologischen Publikationen selten behandelt, obwohl es im deutschsprachigen Raum viele kirchliche, insbesondere pfarrliche Kindergärten gibt. Im folgenden*

* Dem Thema Kindergarten wurde z. B. auch auf der Österreichischen Pastoraltagung 1977 zum Thema „Diakonie der Gemeinde. Caritas in einer erneuerten Pastoral“ (hrsg. von J. Wiener und H. Erharter, Wien 1978) kein eigener Erfahrungsbericht oder Arbeitskreis gewidmet.